

IN DIESEM KAPITEL

Deutsche Autoren und Humor

Auch über dunkle Zeiten kann man lachen

Humor und Groteske

Tiere sind oft lustig

Kapitel 1

Humor und Melancholie

Humor ist nicht unbedingt die Stärke der deutschsprachigen Literatur. Ausgerechnet mit diesem Thema zu beginnen, zeugt deshalb von einigem (Wage-)Mut. Allein zehn Meisterwerke der Abteilung Humor zu finden, war denn auch alles andere als einfach. Nicht nur, weil deutsche Autoren nicht in erster Linie als große Humoristen gelten, sondern auch, weil einige zwar lustige Bücher geschrieben haben, diese in ihrem Gesamtwerk oftmals aber keinen so bedeutenden Stellenwert eingenommen haben, als dass wir sie hier vorstellen wollten. So könnte man **Thomas Mann** als großen Ironiker der deutschen Literatur sicher auch unter Humor einordnen, etwa mit *Herr und Hund*. Von **Heinrich Böll** gibt es beispielsweise *Doktor Murkes gesammeltes Schweigen*, das bis heute durch seinen Witz besticht, oder *Die erleuchteten Fenster* von **Heimito von Doderer**. Andere Werke hätten wir zweifellos den Stempel Humor aufdrücken können, wie etwa **Jurek Beckers** *Jakob der Lügner*, doch der war bereits für eine noch passendere Schublade vorgemerkt.

Gleichzeitig haben wir versucht, möglichst verschiedene Arten von Humor anzusprechen. Da wäre der ausufernde Witz eines **Jean Paul** genauso wie der groteske Humor von **Edgar Hilsenrath**, der kritische Humor von **E.T.A. Hoffmann**, der liebevoll-leise von **Kurt Tucholsky** oder der jugendsprachliche von **Wolfgang Herrndorf** und der ichverliebte von **Thomas Glavinic**.

Hesperus oder 45 Hundsposttage – Jean Paul

Jean Paul, eigentlich **Johann Paul Friedrich Richter** (1763–1825), ist einer der großen Humoristen der deutschsprachigen Literatur. Gelesen wird der eigenbrötlerische Autor aber wesentlich weniger als zitiert, denn sein Humor ist zwar lustig, aber anstrengend, um nicht zu sagen verwirrend. Geboren wurde Richter im fränkischen Wunsiedel im Fichtelgebirge;

seine Eltern waren arm, der Vater Lehrer zu Zeiten, die das wohlbestallte Berufsbeamten-tum noch nicht kannten. Es gab viel Bildung und wenig Brot, Richter war so wissensdurstig, wie er später bierdurstig werden sollte. Besser situiert wurde die Familie erst, als der Vater eine Pfarrei in Joditz an der Saale übernahm, das Leben dort war ein Idyll mit Kühen und Hühnern, blieb aber bescheiden. Später war Jean Paul, wie er sich der Einfachheit halber nannte, einer der fruesten Vertreter des »reinen Schriftstellers«, der von seinen Werken leben wollte und sollte, wenn auch nicht gerade in Saus und Braus.

Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller interessierten sich für den jungen Mann aus der Provinz, waren bei dessen Besuch in Weimar aber entsetzt über den alles andere als galanten und welterfahrenen Jean Paul. Wie »aus dem Mond gefallen«, urteilte Schiller über ihn. Auch Jean Paul auf der anderen Seite konnte den beiden Großen der Weimarer Klassik nicht sonderlich viel abgewinnen. Nach einem Intervall in Berlin, wo er mit einigen Romantikern und vor allem Romantikerinnen zusammentraf, lebte Jean Paul – mittlerweile verheiratet und Vater zweier Kinder – in der Provinz, in Bayreuth, wo er für den Rest seines Lebens unermüdlich Zitate aus anderen Werken sammelte, um sie in seinem erstaunlichen Werk zu verbraten.

Hesperus

Wir hätten hier alle seine großen Romane vorstellen können, entschieden haben wir uns für den *Hesperus*, weil dieses Frühwerk Jean Paul aus dem Jahre 1795 mit einem Paukenschlag berühmt machte – und weil die Geschichte einfach sehr komisch ist.

Der komplette Titel *Hesperus oder 45 Hundsposttage* verrät Genaueres über die Konstellation dieses Romans. Die Hauptfigur Viktor ist in dem kleinen Badeort St. Lüne im Hause des Pfarrers aufgewachsen und inzwischen zu einem erfolgreichen Arzt avanciert. Er kehrt zurück, um das Augenlicht seines vermeintlichen Vaters, Lord Horion, zu retten. Durch das Wiedersehen vertieft sich Viktors Freundschaft zum Pfarrerssohn Flamin. Beide ziehen in die Residenz Flachsenfingen, der eine als Hofarzt, der andere als Mitglied der Hofregierung des Fürsten Januar. Es kommt, wie es kommen muss: Beide verlieben sich in die schöne, aber auch unnahbare Klotilde.

In einem weiteren der vielen Handlungsstränge reist Lord Horion nach London, um den fünften verschollenen Sohn des Fürsten wiederzufinden, denn schon seine vier Brüder sind wie vom Erdboden verschluckt, finden sich aber nach und nach wieder – so viel sei hier verraten. Die Lage verkompliziert sich ein wenig, da Viktor erfährt, dass Flamin nicht nur einer dieser verschwunden Fürstensöhne ist, sondern auch noch ein Bruder von Klotilde, die nicht wie vorgegeben die Tochter von Le Baut, sondern des Fürsten ist.

Klotilde erwidert das Feuer von Viktor, und die beiden erleben vier wunderbare Tage im Park unter den Augen ihres indischen Lehrers mit dem schönen Namen Emanuel beziehungsweise Dahore. Gestört werden sie nur von Flamins wachsender Eifersucht. Jetzt wird es zusehends unübersichtlicher, Flamin gerät in ein Komplott um den Fürsten und muss sich einem Duell mit dem angeblichen Vater von Klotilde stellen. Weil dieser für tot gehalten wird, kommt Flamin ins Gefängnis. Viktor erfährt von dem sterbenden Dahore, dass er bürgerlicher Herkunft ist, und will seiner adligen Geliebten entsagen und sich für Flamin opfern. Doch dann kommt Lord Horion aus England zurück und ... Hier wollen wir mit unserer Nacherzählung abbrechen, schließlich soll der Roman ja gelesen werden.



Kaum zu glauben, aber Jean Paul hatte für den *Hesperus* ein Vorbild. Ein heute zu Recht fast völlig vergessenes Buch eines genauso vergessenen Autors: Wilhelm Friedrich von Meyern hatte 1787 bis 1791 die drei Bände *Dya-Na-Sore, oder die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Sam-skritt übersetzt* herausgebracht. Wesentliche Elemente der verworrenen Handlung übernahm Jean Paul leider, allerdings spielt sein Roman in der Gegenwart und in Deutschland und vor dem Hintergrund der Französischen Revolution. Heute nennt man so etwas wohl Plagiat.

Bleibt die Frage nach dem seltsamen Titel: Was haben Hundsposttage und *Hesperus* mit Viktor und Flamin zu tun? *Hesperus* ist der Abendstern und Morgenstern die Venus. Und so schreibt Jean Paul in seiner Vorrede, dass der Abendstern den Leidenden und Verzweifelten ruhig und milde leuchtet und sie am Morgen zur Vernunft und Einsicht bringt. So weit zu *Hesperus*. Die 45 Hundsposttage erklären sich so, dass der fiktive Erzähler, der auch noch Jean Paul heißt, auf einer einsamen Insel namens St. Johannis sitzt und jedes Kapitel immer durch einen Hund, Spitzius Hofmann genannt, schwimmend gebracht bekommt.

Ein großer Erfolg

Es waren vor allem die Sprache und großen Gefühle und weniger der doch ziemlich verworrene Inhalt, die damals den Nerv der Zeit trafen oder besser die Empfindsamkeit der Lese- rinnen. Das Echo war grandios und allenfalls vergleichbar mit Goethes etwa zwanzig Jahre zuvor entstandenem *Werther* (siehe Kapitel 2). Christoph Martin Wieland las den Roman gleich drei Mal, und selbst der strenge Johann Gottfried Herder war so begeistert, dass er, nachdem er den *Hesperus* verschlungen hatte, drei Tage nicht arbeiten konnte. Lesen Sie das Buch also am besten im Urlaub!



Ruhm ist ja zweischneidig und treibt manchmal seltsame Blüten. Da Jean Paul in seinem Roman auch ein Blähungsmittel beschrieben hatte, wurde das als »*Hesperus-Pulver*« mit Erfolg vertrieben. Und die damaligen Modeateliers schufen einen eigenen »Jean-Paul-Überrock«. Alles in allem waren Literatur und Leben damals wohl doch noch enger miteinander verknüpft als heutzutage.

Jean Paul schrieb später die entlarvenden Worte: »Dadurch, dass ich fast alle schönsten Szenen des *Hesperus* nie erlebt hatte, kam ich zu sehr ins Lyrische und Weitläufige und wollte ordentlich in der Dichtung die Wirklichkeit genießen.« In der Dichtung die Wirklichkeit genießen, wir hoffen, dass unsere Leser in der Wirklichkeit die Dichtung genießen. Unser persönliches Lieblingszitat: »Leser kann man nicht genug betrügen« – aber keine Sorge, wir nehmen es nicht als Motto für unser Buch!

Schon in die ersten Lobhudeleien zu diesem Roman mischten sich Töne, dass es der Autor dem Leser nicht einfach mache, es gilt, die ersten Seiten und vor allem die ausführlichen Vorreden zu überstehen. Diese Reichhaltigkeit an Metaphern verstärkte sich bei Jean Pauls späteren Werken zusehends, und sein Ruhm verblasste schon zu Lebzeiten mehr und mehr. In späteren Lesergenerationen waren es in erster Linie die Schriftsteller, die ihm die Treue hielten, so etwa im 19. Jahrhundert Adalbert Stifter, Gottfried Keller oder Wilhelm Raabe und um 1900 noch einmal Stefan George.



Dass wir so schöne Wortzusammensetzungen wie »Schmutzfink«, »Angsthase« oder »Weltschmerz« Jean Paul zu verdanken haben, ist über die Jahre in Vergessenheit geraten. Wir setzen sie hier alle in »Gänsefußchen«, denn auch diese Bezeichnung stammt von ihm.

Ein Gefühlstaumel für den Leser

Die Geschichte ist verwickelt und kommt Autor wie Leser so manches Mal abhanden. Soll man sich das antun? Jean Paul wollte in dem Roman das Trio »Liebe-Freundschaft-Republik« behandeln, und zumindest die beiden Ersten sind ihm voll gelungen. Es gibt wohl kaum einen Roman, der eine solch breite Gefühlspalette wie die der Hauptperson Viktor, der zugleich Alter Ego des Autors ist, vor dem Leser ausbreitet und ihn in den Bann zieht. Da sind dann die verschlungenen Handlungsströme gern einmal vergessen vor all dem Witz und Aberwitz, aber auch den tiefen Gefühlen, die plastisch beschrieben werden. Und es waren wohl auch diese Gefühlswelten, die den Erfolg des Romans ausmachten, und weniger die durchaus gesellschaftskritischen Töne gegen die absolutistischen Mini-Herrscherhöfe der deutschen Kleinstaaterei des 18. Jahrhunderts.

Was es sonst noch aus dieser Feder gibt

Das Hauptwerk von Jean Paul führt schon im Namen den Anspruch des Autors: *Titan*. Erschienen in vier Bänden ab 1800 ist es ein Bildungsroman, in dem der Protagonist Albano, aufgewachsen in einer Kleinstadtidylle, sich der französischen Revolutionsarmee anschließen will. Da erfährt er, dass er ein echter Prinz ist – keine gute Ausgangslage, um als Revolutionär zu reüssieren, eher eine, um einen Kopf kürzer gemacht zu werden. So besteigt er mit größerer Freude seinen Thron als ein mögliches Schafott und verspricht, ein idealer Fürst zu werden. Die etwa tausend Seiten kann man durchaus mit Genuss lesen, ein wenig Geduld ist jedoch auch erforderlich – aber wir leben ja in Zeiten viertausendseitiger Fantasy-Romane, warum also nicht auch Jean Paul (siehe Kapitel 12)?



Wer sich Jean Paul persönlich nähern will und seine dicken Wälzer eher scheut, der sei, nein, nicht in sein Wohnhaus, sondern in die Rollwenzelei eingeladen. Dahinter verbirgt sich ein altes Wirtshaus, ein ehemaliges Zollhäuschen, in der Königsallee in Bayreuth auf dem Weg zur Eremitage. Hier schrieb Jean Paul einst seine wichtigsten Werke, und ein eigener Verein hat die von der Wirtin zur Verfügung gestellte Stube liebevoll restauriert (www.jeanpaulstube.de).

Lebens-Ansichten des Katers Murr – E.T.A. Hoffmann

Der große romantische Schriftsteller und Märchenerzähler **E.T.A. Hoffmann** (1776–1822), ausgeschrieben Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, war ein wahres Multitalent: nicht nur ein brauchbarer Maler, hervorragender Musiker und Komponist, sondern auch ein durchaus angesehener Jurist, wenngleich ihn dieser trockene Brotberuf wenig erfüllte. Relativ spät

entdeckte er sein Talent, das ihn weit über die Grenzen des Landes hinaus berühmt machte: das Schreiben.

Mit seinem wirren Haar und dem beeindruckenden Backenbart im Gefolge seiner trinkfesten Serapionsbrüder in der Berliner Weinstube Lutter & Wegner am Gendarmenmarkt könnte Hoffmann direkt einem seiner eigenen Werke entsprungen sein. Gemeinsam ist diesen die Verbindung aus Witz und Spuk und eine vehemente Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen.

Ein Kater erzählt

Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern, erschienen in zwei Bänden 1819 und 1821, ist ein meisterhaftes Werk. Wie der Titel bereits andeutet, vereint es auf kuriose Weise die Lebensgeschichten zweier höchst unterschiedlicher Protagonisten: des Komponisten und Musikers Johannes Kreisler und des Katers Murr. Schon in der Vorrede erläutert der Herausgeber sein Versehen: Der Kater Murr habe seine Aufzeichnungen offensichtlich auf eine vergessene Autobiografie des Kapellmeisters geschrieben und weder er, der Herausgeber, noch der Setzer oder der Drucker bemerkten, dass es sich um zwei unterschiedliche Texte handelte. Und so enden die Ergüsse des Katers abrupt und oftmals mitten im Satz, und genauso unvermittelt setzen Kreislers Leidenserzählungen ein. Sowohl Kreisler als auch Murr haben reale Vorbilder: Kreisler ist das Alter Ego von Hoffmann, Murr ein einst tatsächlich im Hause Hoffmann lebender Kater.



Die Existenz des Katers Murr belegt eine Sterbeanzeige, die E.T.A. Hoffmann mit diesem Wortlaut verfasst hatte: »In der Nacht vom 29. bis zum 30. November d.J. entschlief, um zu einem beßern Dasein zu erwachen, mein theurer geliebter Zögling der Kater Murr im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Lebens. Wer den verewigten Jüngling kannte, wer ihn wandeln sah auf der Bahn der Tugend und des Rechts, mißt meinen Schmerz und ehrt ihn durch Schweigen. Berlin d. 1. Decbr. 1821«

Die eigentlich tragische Geschichte über Lieben, Leben und Leiden des armen Kapellmeisters Kreisler wird durch die Einschübe des überaus eitlen und selbstgefälligen Katers Murr durchkreuzt, und so entsteht ein leicht und witzig zu lesendes Buch mit gesellschaftskritischem Anspruch. Denn mit Murr nahm Hoffmann sowohl die bürgerliche Kleingestigkeit samt der literarischen Strömungen seiner Zeit – stellvertretend durch den dichtenden Kater – als auch das spießige Hofleben der deutschen Duodezfürstentümer aufs Korn. Einen geplanten dritten Band konnte Hoffmann nicht mehr fertigstellen, da er, darf man das so sagen, schon ein Jahr später seinem Kater nachfolgte und verstarb.

Wes Geistes Kind Murr ist, erschließt sich schon durch sein zweites Vorwort, das der Herausgeber scheinbar unterdrücken wollte und das mit den Worten beginnt: »Mit der Sicherheit und Ruhe, die dem wahren Genie angeboren, übergebe ich der Welt meine Biographie ...« Hoffmann zitiert auch das berühmte Katzenbuch seiner Zeit: *Der gestiefelte Kater*, geschrieben von Ludwig Tieck.

Ein tierischer Bildungsroman

Die Geschichte des Katers kann als eine Verballhornung einer Bildungsgeschichte gelesen werden, die von der Jugend über die Lebenserfahrungen eines Jünglings bis hin zu den reiferen Momenten des Mannes reichen. Er erlebt die Freundschaft zu einem Pudel und eine erste Liebe zu einer Katze, umgekehrt wäre es auch schwierig für ihn geworden. Den Kapellmeister Kreisler kannten Hoffmanns Leser bereits aus den *Kreisleriana*, Erzählungen rund um den Künstler, verfasst als fingierte nachgelassene Schriften von ihm selbst. Im Roman kann sich Kreisler nicht zwischen der Liebe zur sinnlichen Prinzessin oder zur musikbegeisterten Julia, die wiederum in die Intrigen bei Hofe verstrickt ist, entscheiden. Ein wirkliches Ende, so viel sei verraten, hat die Geschichte nicht, vielmehr dreht sie sich eher im Kreise.



Dass E.T.A. Hoffmann ein hervorragender Zeichner war, brachte ihm eine Versetzung in die Provinz ein, weil er sich mit Karikaturen über einflussreiche Militärs lustig gemacht hatte. Bei *Lebens-Ansichten des Katers Murr* kam ihm das Talent zugute, denn er zeichnete die Titelblätter beider Ausgaben. Sie zeigen einmal den Kater, einmal den Kapellmeister Kreisler und tragen jeweils ein um ein Jahr nachdatiertes Erscheinungsjahr, also 1820 und 1822.

Den nachhaltigen Erfolg bis in die heutige Zeit erlebte Hoffmann nicht mehr – vielleicht wäre ja irgendwann auch sein Traum, von der Literatur leben und nicht mehr unter der Juristerei leiden zu müssen, in Erfüllung gegangen. Die Literaturkritik seiner Zeit allerdings beurteilte ihn nicht sonderlich wohlwollend, und deutsche Leser fand der Roman erst, nachdem er durch zahlreiche Übersetzungen in aller Welt bekannt wurde. Weitere Werke des »Gespenster-Hoffmann« inspirierten andere große literarische Geister wie Nikolai Wassiljewitsch Gogol, Charles Baudelaire oder Edgar Allan Poe.

Schloß Gripsholm – Kurt Tucholsky

Mit dem 1931 erschienenen *Schloß Gripsholm. Eine Sommergeschichte* von **Kurt Tucholsky** (1890–1935) machen wir einen großen Sprung um mehr als hundert Jahre. Hat es dazwischen keinen Humor gegeben in Deutschland? Hat es sicher, doch ein explizites Werk wollte sich nicht in unsere Reihe fügen, denn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielten Romane eine nur untergeordnete Rolle, und in der zweiten Hälfte dominierten eher tragische Familiengeschichten. Also wenden wir uns dem großen Satiriker und Kritiker Kurt Tucholsky zu.

Der Berliner Literat, Dichter und Journalist veröffentlichte unter zahlreichen Pseudonymen wie Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel oder Kaspar Hauser seine oftmals bissigen, manchmal in der Zeit verfangenen, meist aber zeitlosen Texte und Gedichte. Geboren in Berlin in gutbürgerlichen Verhältnissen, verbrachte Tucholsky Teile seiner Jugend in Stettin, wo er Plattdeutsch lernte, das viele seiner Texte und auch *Schloß Gripsholm* durchzieht. Nach seinem Jurastudium – er wollte Verteidiger werden – begann Tucholsky noch vor dem Ersten Weltkrieg seine Karriere als linker, gesellschaftskritischer Autor. So wurde er während der Weimarer Republik zu einer der wichtigsten intellektuellen Stimmen Deutschlands. Als er an *Schloß Gripsholm* arbeitete, hatte der Siegeszug der Nazis längst begonnen, und Tucholsky, Sohn eines Bankkaufmanns jüdischer Abstammung, war sich, wie viele seiner Zeitgenossen, darüber im Klaren, wohin das führen würde: zum Krieg.

Liebe, realistisch betrachtet

Dieser Roman beginnt mit einem Briefwechsel zwischen Tucholsky und seinem Verleger Ernst Rowohlt, der ihn um eine »kleine Liebesgeschichte« bittet, die sich gut verkaufen lässt, weil die Leute so etwas gern läsen. Tucholsky, eigentlich ein Meister der kurzen Prosa und politisch beißenden Lyrik, ziert sich ein bisschen – »In der heutigen Zeit Liebe? Lieben Sie? Wer liebt denn heute noch?« – und nimmt dann aus finanziellen Gründen an. Doch was er liefert, ist alles andere als eine typische Liebesgeschichte, »zart im Gefühl«, wie es der Verleger wünschte. Sonst hätten wir das schmale Bändchen ja auch in Kapitel 2 gepackt. Vielmehr fährt der Protagonist namens Peter mit seiner Freundin, die er Prinzessin nennt, nach Schweden. Die Prinzessin ist mehr als geerdet, denn zum einen arbeitet sie in Berlin als Sekretärin und zum anderen spricht sie Plattdeutsch mit Hochdeutsch versetzt – oder umgekehrt.



Kann man Schloss Gripsholm besuchen? In der Tat – und es lohnt sich! Etwa 70 Kilometer von Stockholm gelegen, ist es eher eine Burg denn ein Schloss, umgeben von dem See Mälaren. Erbaut wurde es im 16. Jahrhundert vom schwedischen König Gustav I. Wasa. Und wer sich nicht nur für Tucholsky, sondern auch für Porträts interessiert, ist hier genau richtig: Das Schloss beherbergt über 5.000 Gemälde dieses Genres. Nähere Informationen, allerdings nur auf Schwedisch oder Englisch, gibt es auf der Website (www.sfv.se).

Bei allem Witz und lustigen Ereignissen, die nicht zuletzt dem trockenen Humor der Prinzessin, die im bürgerlichen Leben Lydia heißt, geschuldet ist, kommt auch Kritik an den Zeitläufen – insbesondere denen in Deutschland – nicht zu kurz. Die beiden retten beispielsweise ein heimwehkrankes Kind aus den Klauen einer bösen deutschen Heimleiterin. Tucholsky hat zeitlebens unter der Lieblosigkeit und dem strengen Regiment seiner Mutter gelitten, während sein geliebter Vater früh verstorben war. Es ist wohl nicht zu weit hergeholt, in der allzu gestrengen Heimleiterin ein literarisches Porträt seiner Mutter zu sehen.

Die Sorgen ziehen mit

Wie viele Urlauber denkt auch Peter darüber nach, ob er nicht für immer in Schweden bleiben könne. Aber, so stellt er fest: »Nein, damit ist es nichts. Wenn man umzieht, ziehen die Sorgen nach.« Das hat sich für Kurt Tucholsky schrecklich bewahrheitet, denn er konnte zwar nach Schweden vor den Nazis fliehen, setzte dort aber seinem Leben ein Ende, denn er konnte die Sorgen nicht in der Heimat, die ihn verstoßen hatte, zurücklassen. Er liegt unweit von Gripsholm begraben.

Der Roman ist sehr vielmehr eine Geschichte über Freundschaft. Nicht nur das Liebespaar ist vor allem auch ein befreundetes Paar – die höchste Form der Liebe –, sondern es kommt auch noch Peters Freund Karl hinzu, was Peter veranlasst, über Liebe und Freundschaft nachzudenken. Und zum Thema Klamauk, der durchaus auch vorkommt in diesem so leicht(sinnig)en Roman, heißt es einmal: »Klamauk – Klamauk ist nur schön, wenn er auf Ernst beruht.« Damit passt *Schloß Gripsholm* perfekt in dieses Kapitel: Nur wenigen Autoren gelingt es, Humor und Melancholie so wunderbar zu vereinen wie Tucholsky in dieser kleinen klugen Sommergeschichte.



Der Roman trägt die kryptische Widmung »Für IA 47 407«. Was könnte damit gemeint sein? Meist sind es ja nahe Personen, denen man ein Werk zueignet, und tatsächlich ist das auch in diesem Falle so. Hinter den für uns heute merkwürdigen Zahlen verbirgt sich nichts anderes als ein Berliner Autokennzeichen. Deren Besitzerin war Lisa Matthias, die langjährige Freundin von Kurt Tucholsky und wohl auch das Vorbild für Lydia im Roman.

Der unprätentiös und locker geschriebene Roman lässt sich literaturwissenschaftlich am ehesten der Neuen Sachlichkeit zuordnen, zu der etwa Erich Kästner mit seinem *Fabian. Die Geschichte eines Moralisten* oder Hermann Broch mit seiner Trilogie *Die Schlafwandler* sowie Hermann Kesten mit beispielsweise *Der Freund im Schrank* gehören, die alle einen humoristisch-lakonischen Schreibstil pflegten.

Die Mäuse des Dr. Ley – Erich Loest

Humor hatte **Erich Loest** (1926–2013) bitter nötig, um sein Leben gut zu überstehen. Als Jahrgang 1926 zur Wehrmacht eingezogen, hatte der gebürtige Sachse aus Mittweida das Pech, sich nach dem Krieg auf der falschen Seite wiederzufinden. Seine dem Sozialismus konträre soziale Einstellung brachte ihm siebeneinhalb Jahre Festungshaft in Bautzen ein, 1981 konnte er in den Westen übersiedeln. Nach dem Mauerfall zog er zurück in sein geliebtes Leipzig, dem er mehrere Romane widmete. Seine Werke sind voller Witz und Humor, da fiel es uns nicht leicht, einen bestimmten Roman herauszupicken. Mit *Durch die Erde ein Riß* gelang Loest eine lesenswerte Abrechnung mit der DDR, die er nach deren Untergang mit *Der Zorn des Schafes* über seine überaus umfangreichen Stasiakten noch einmal vertiefen konnte.

Wer wird denn Mäuse sehen

Unter dem Titel *Ich war Dr. Ley* erschien 1966 eine »Autobiografie« von Waldemar Naß. Da hinter verbarg sich niemand anderes als Erich Loest, der 1984 den Titel in *Die Mäuse des Dr. Ley* mit dem Untertitel »Satirischer Roman« oder – je nach Erscheinungsjahr – »Eine Parabel« oder »Eine deutsche Parabel« änderte. Der Roman spielt überwiegend nach der Machtergreifung durch die Nazis und hat in Waldemar Naß, Sohn eines Dresdner Gummifabrikanten und Herstellers von Wärmflaschen, eine illustre Hauptfigur und einen von sich eingenommenen Erzähler, der von Ferne an Hoffmanns Kater Murr erinnert. Durch ein einziges, jedoch entscheidendes Merkmal hebt er sich aus der Masse hervor: Er sieht der Nazigröße Dr. Robert Ley, seines Zeichens Führer der Deutschen Arbeitsfront (DAF), erstaunlich ähnlich.

Dieser ROL – das Kürzel steht nicht nur für Robert Ley, sondern auch für Reichsorganisationleiter – interessiert sich wesentlich mehr für deutsches Bier und Weinbrand als für die deutschen Arbeiter. Und zwar für sehr viel Bier und schärfere Alkoholika, denen er in mehr-tägigen Sauftouren so zusprach, dass er für einige Zeit außer Gefecht gesetzt war. Dass ihm dabei genüsslich Zigarette rauchende weiße Mäuse über den Weg laufen, ist nur eine Nebenerscheinung, die ihn mehr und mehr vom rechten Weg abbringt. Und da schlägt die Stunde für Waldemar Naß, er vertritt, über seinen Schwager mit Ley bekannt gemacht, die Nazigröße in der Öffentlichkeit und macht das richtig gut. Es kommt, wie es kommen musste: Der falsche Ley ist viel besser, als der echte je war – mehr wird an dieser Stelle nicht verraten.

Der echte Robert

Robert Ley, promovierter Chemiker und Teilnehmer am Ersten Weltkrieg, den er schwer verletzt in französischer Kriegsgefangenschaft mehr schlecht als recht überlebte, trat bereits 1923 in die NSDAP ein und wurde 1925 Gauleiter von Rheinland-Süd. Seine Stelle bei den I.G. Farben verlor er drei Jahre später aufgrund antisemitischer Ausfälle und wegen seiner nachhaltigen Alkoholsucht. Das konnte er jedoch verschmerzen, weil er in den Preußischen Landtag einzog. Er war einer der vehementesten Hetzer gegen Juden und machte öffentlich keinen Hehl daraus, dass der auf deren Vernichtung abzielte. Seine Kopfverletzung im Ersten Weltkrieg hatte offensichtlich Spuren hinterlassen; wer sich heute einige seiner Reden anhört, kann ihm nur kompletten Wahnsinn attestieren. 1932 stieg er – ausgerechnet – zum Reichsorganisationsleiter (ROL) der NSDAP auf, hatte aber gegenüber Rudolf Heß oder Martin Bormann wenig zu sagen. Immerhin oblagen ihm die Ordensburgen, die Eliteschulen der Nazis, und er verantwortete die Organisation der Reichsparteitage in Nürnberg. Zudem sollte er die Gewerkschaften in die Deutsche Arbeitsfront überführen. Hier betreute er auch die »Kraft durch Freude«-Veranstaltungen für die deutschen Arbeiter. Schon vor Beginn des Zweiten Weltkriegs verlor Ley an Macht, erst an Fritz Todt, später an Albert Speer. Auch wurden ihm Spitznamen wie »Reichstrunkenbold« oder »Immerblau« verpasst, seine Liebe zum heimischen Bier blieb nicht verborgen. Am Ende des Krieges hatte er sich in Berchtesgaden versteckt unter dem Namen Dr. Ernst Distelmeyer – allerdings verrieten ihn Parteigenossen, und er wurde im Nürnberger Prozess angeklagt. Er entzog sich einer Verurteilung durch Selbstmord, mit einem aus seiner Unterwäsche gebastelten Strang. Von Mithäftling Herman Göring ist folgender Kommentar überliefert: »Gut, dass er tot ist! Ich hatte sowieso meine Zweifel, wie er sich vor Gericht benehmen würde.«

So führt nicht der daueralkoholisierte Ley, sondern Naß die Deutsche Arbeitsfront durch das »Tausendjährige Reich« und die Kriegsjahre und am Ende, ja am Ende war er selbstverständlich völlig unschuldig an den Verbrechen des Regimes. Selbstgefällig berichtet er über sein Leben, von seinen überwiegend in der Etappe verbrachten Jahren im Ersten Weltkrieg, seiner Braut aus gutem Hause, seinem Wirken in der Gummiwarenfabrik bis in die Gegenwart der 1960er-Jahre.

Von Karl May bis zu Fröschen in der Provinz

Zu den weiteren humoristischen Höhepunkten im Werk von Erich Loest zählen *Swallow, mein wackerer Mustang*, das die Biografie des Erfolgsschriftstellers und ehemaligen Sträflings Karl May mit großer Sympathie und tiefem Humor nachzeichnet. In *Froschkonzert* nimmt Loest die bundesrepublikanische Gesellschaft auf die Schippe, wo es in tiefster Provinz schon genügt, dass ein Schüler einen Frosch verschluckt, um zum Politikum zu avancieren. Seiner Stadt Leipzig widmete er die Romane *Nikolaikirche*, *Zwiebelmuster* und *Völkerschlachtdenkmal*.



Erich Loests Roman *Nikolaikirche* aus dem Jahr 1995, der die Endphase der DDR mit den Montagsdemonstrationen in Leipzig thematisierte, wurde noch im Errscheinungsjahr erfolgreich von Frank Beyer in zwei Teilen fürs Fernsehen verfilmt, eine leicht gekürzte Kinoversion existiert ebenso. Die Hauptrollen übernahmen Barbara Auer und Ulrich Matthes, zudem wirkten Schauspielergrößen wie Ulrich Tukur, Ulrich Mühe, Otto Sander und Peter Sodann mit.

Das Innenleben der Nazizeit, das Loest durch seinen naiv-selbstgefälligen Autor Waldemar Naß beschreibt, wirft die Frage auf, ob es statthaft ist, über das Grauen der Nazis eine Satire zu schreiben. Man kann nicht nur, man sollte vielleicht sogar. Eine andere Frage ist, ob man als Leser darüber wirklich herzlich lachen kann.

Der Nazi & der Friseur – Edgar Hilsenrath

Das mit dem Lachen über die Brutalität der Nazis ist so seine Sache. **Edgar Hilsenrath** (1926–2018) war ein Betroffener des Naziregimes und konterkarierte es dennoch mit Humor – mit einem Humor hart an der Grenze des Erträglichen allerdings. (Was keinesfalls heißt, dass seine Bücher schwer zu lesen sind, ganz im Gegenteil.)

Geboren wurde Edgar Hilsenrath in Leipzig. 1938 gelang ihm mit seiner Mutter und dem jüngeren Bruder die Flucht nach Rumänien zu den Großeltern. 1941 wurde die Familie in ein Ghetto in der Ukraine gesteckt, Hilsenrath überlebte, reiste mit einem gefälschten Pass auf dem Landweg nach Palästina, wo er sich jedoch nie heimisch fühlte. Wie durch ein Wunder hat die gesamte Familie Hilsenrath den Krieg überlebt: 1947 trafen sich alle in Frankreich wieder, Anfang der 1950er-Jahre wanderten sie nacheinander nach Amerika aus.

Ein Täter kommt zu Wort

Im Unterschied etwa zu *Jakob der Lügner* von Jurek Becker (siehe Kapitel 8) lässt Hilsenrath in *Der Nazi & der Friseur* einen Täter zu Wort kommen, der auch noch die Identität (s)eines Opfers klaut und sich sagenhaft durchmogelt. Max Schulz lernt das Friseurhandwerk bei einem jüdischen Meister. Er ist kein Antisemit, vielmehr mit dem Sohn des Meisters, Itzig Finkelstein, von klein auf befreundet und daher mit den jüdischen Riten vertraut. Als »unehlicher, wenn auch rein arischer Sohn der Minna Schulz«, die einen illustren Lebenswandel pflegt, ist unklar, wer von fünf möglichen Kandidaten sein leiblicher Vater ist. Fest steht, dass der sechste Anwärter sich schon am Kleinkind vergreift und der Erzähler Max sich selbst bereits auf Seite zehn (je nach Ausgabe selbstverständlich) als »Massenmörder« bezeichnet.

Denn unter dem Naziregime blüht der gegenüber Itzig körperlich und geistig deutlich benachteiligte Max auf. Ohne mit der Wimper zu zucken, ist der SS-Mann Schulz in Russland und im polnischen Konzentrationslager Laubwalde an der Tötung mehrerer Tausend Juden beteiligt – darunter auch Itzig Finkelstein und dessen Eltern, obwohl er gerade (und nur) bei ihnen Liebe erfahren hatte. Nach vielen weiteren Verbrechen gibt er sich nach dem Krieg als sein Freund Itzig aus und geht nach Palästina. Gewohnt im Umgang mit Waffen und ohne Skrupel, wird er Terrorist gegen die britischen Machthaber und für ein unabhängiges

Israel, später macht er sich in der israelischen Armee verdient. Selbstverständlich verraten wir auch hier nicht, wie die Geschichte zu Ende geht mit dem SS-Mörder und Helden der israelischen Militärgeschichte.

Anders als erwartet: Die Groteske

»Meine Bücher sind politisch und soziologisch genau fundiert, sie entsprechen genau den Ereignissen«, erklärte Edgar Hilsenrath in einem Interview. »Aber ich hab' das verkleidet in Märchenform und Groteske.« Was bedeutet das genau? Zum einen ist in *Der Nazi & der Friseur* nichts so, wie man es erwartet. Da wird aus einem Nazi und Massenmörder ein frommer Jude. Fromme Juden kommen nicht besonders gut weg, trotz Verfolgung. Schon die Beschreibungen des dunkelhaarigen Max Schulz mit Hakennase und Froschaugen und seines Freundes Itzig Finkelstein, der als blond, blauäugig und mit gerader Nase gezeichnet wird, passen nicht ins Klischee. Zeit zu überlegen, was sich hinter einer Groteske eigentlich verbirgt.

Als Groteske – das Wort stammt von dem italienischen »grottesco«, Grotte oder Höhle – galt in der Kunst der Renaissance alles, was nicht dem strengen, religiösen Kunstanon entsprach, sondern spielerisch Phantastisches mit Ornamentalem verband. Uns interessiert eher der Gebrauch in der Literatur, und da steht der Begriff für eine Art Umkehrung der Wirklichkeit, für eine Verbindung von Grauen und Komik. Es passt in unsere Reihe, dass Jean Paul und E.T.A. Hoffmann das Phänomen der Groteske literaturwissenschaftlich erkundeten. Weitere Literaten, die sich leidenschaftlich mit Grotesken be- und selbst welche verfassten, waren Oskar Panizza, Franz Kafka, Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch, oder, um über den deutschen Sprachraum hinauszugreifen, Nikolai Wassiljewitsch Gogol, Lewis Carroll, Edgar Allan Poe und Samuel Beckett.

Mühsame Geburt im deutschen Verlagswesen

Der Roman *Der Nazi & der Friseur* entstand in den Jahren 1968/69 in München und New York in deutscher Sprache. Hilsenrath hatte dafür seine Wahlheimat New York verlassen und in Schwabing ein Zimmer angemietet, um im deutschen Milieu zielsicherer formulieren zu können. Da bot sich die ehemalige »Hauptstadt der Bewegung« ja geradezu an. Während der Roman kurz danach in Übersetzungen fast in aller Welt erschien, wagte sich anscheinend kein deutsches Verlagshaus an ein so tabuloses Buch über den Holocaust heran. Erst 1977 folgte das deutsche Original als Buchausgabe, allerdings mit verändertem Schlusskapitel. Hilsenrath war 1975 extra nach Deutschland zurückgekehrt, um sein Buch endlich auch in der Muttersprache verlegt zu sehen. Dieses Mal ging er auf den Rat seiner Freunde hin nicht nach München, sondern nach Berlin, wo er bis zu seinem Tode lebte.



Allen angehenden Autoren mag es als Trost und Ermunterung dienen: Obwohl Hilsenraths Roman bereits in vielen Ländern mit großem Erfolg verlegt worden war, lehnten im Verlauf von drei Jahren etwa sechzig (!) deutsche Verlage das Manuskript ab. Seine beiden Romane – neben *Der Nazi & der Friseur* der zuvor auf

Deutsch, Englisch und Niederländisch erschienene Ghetto-Roman *Nacht* – verzeichneten weltweit eine Millionenauflage. Einen Grund für die Ablehnung gaben einige der Lektoren später zu: Sie hatten das Manuskript gar nicht gelesen! Bei anderen war es einfach Feigheit: So über den Holocaust zu schreiben, das ginge ja gar nicht. Geht eben doch.

Als endlich die deutsche Ausgabe herauskam, waren die Rezensionen überwältigend, und der Verkaufserfolg war es auch. Schriftsteller wie Heinrich Böll oder Friedrich Torberg besprachen das Buch ausgesprochen positiv. So grotesk uns der Roman auch erscheint, Hilsenrath nahm sich tatsächlich eine wahre Begebenheit zum Vorbild: Ein ehemaliges Mitglied der Gestapo gab sich nach dem Zweiten Weltkrieg als Jude aus und wurde gegen Ende seines Lebens sogar in einen Regionalverband der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes gewählt. Auf dieses Vorbild wies Hilsenraths mutiger deutscher Erstverleger Helmut Braun hin.

Herr Lehmann – Sven Regener

Sven Regener (geboren 1961) zählt zu den wenigen ernst zu nehmenden Autoren, die bereits vor ihrem schriftstellerischen Debüt ein Leben in der Öffentlichkeit hatten. Denn Regener war – und ist – Sänger, Musiker und Mitbegründer der Band **Element of Crime**. Im Unterschied zu so manch anderem Buch von mehr oder weniger prominenten Persönlichkeiten halten seine Werke literarischen Ansprüchen aber durchaus stand. Andererseits werden inzwischen ja selbst Singer-Songwriter mit dem Literaturnobelpreis bedacht.

Den gebürtigen Bremer zog es in jungen Jahren in die damals noch westdeutsche Exklave Berlin. Sein dort angesiedelter erster Roman *Herr Lehmann* trägt denn auch stark autobiografische Züge – und dies setzte Regener konsequent fort: Es folgten die Romane *Neue Vahr Süd* über Herrn Lehmanns Zeit in Bremen und bei der Bundeswehr sowie *Der kleine Bruder* über sein Ankommen in Berlin und die ersten beiden Tage dort. 2017 erschien als – bisher – letzter Band *Wiener Straße* über das so kreative Leben im Kreuzberg der 1980er-Jahre.



Die Romane von Sven Regener können Sie sich jederzeit auch ganz gemütlich von ihm selbst erzählen lassen. Wie das? Der Autor und Musiker hat sie alle, nein, nicht eingesungen, sondern eingesprochen – in dem ihm ureigenen schnoddrig-norddeutschen Tonfall, in dem er auch bei **Element of Crime** singt und in dem sich Herr Lehmann höchstselbst geäußert haben dürfte. Viel Vergnügen.

Nicht nur ein Hund hindert am Fortkommen

Herr Lehmann erschien 2001. Sein Riesenerfolg resultiert – neben der Popularität des Verfassers – aus der lakonisch-witzigen Sprache und dem realistisch wiedergegebenen Lebensgefühl in Westberlin. Lehmann, der es im Roman nicht einmal zu einem eigenen Vornamen bringt, jobbt sich so durch, meist als Kellner in einer Kneipe. Jetzt aber haben sich seine Eltern angekündigt, die ihn sehen und die Stadt erleben wollen und der Meinung sind, ihr Sohn führe ein wohlgeordnetes und situiertes Leben, schließlich geht er auf die dreißig zu und die Weltgeschichte auf das Jahr 1989.

Lehman, häuslich eingerichtet in Bescheiden- und Faulheit, wird nicht nur von den Eltern, sondern auch von einer Frau aus dem Tritt gebracht. Nicht recht in den Tritt kommt er auch, als ihn ein zumindest bedrohlich wirkender Hund nach Beendigung seiner Schicht in der Kneipe »Einfall« und nicht mehr so ganz nüchtern beim Überqueren des Lausitzplatzes in den Weg stellt. Wie er doch noch an ihm vorbeikommt, dürfen Sie selbst lesen, nur so viel: Es hätte ihm beinahe eine Anzeige wegen Tierquälerei durch einen Polizisten eingebracht. (Der dafür dann von dem Hund gebissen wurde.) Eine urkomische Geschichte und damit – leider – eine Seltenheit in der zeitgenössischen deutschen Literatur. Lehmann lernt Katrin kennen, allerdings müssen beide einsehen, dass ihre Liebe nicht funktioniert. Sein Freund Karl, ein Künstler, erleidet einen Zusammenbruch und wird von ihm ins Krankenhaus gebracht. Schließlich fällt die Mauer, und Lehmann feiert seinen dreißigsten Geburtstag allein und mit viel Alkohol. Wie es weitergeht mit ihm, und ob die Mauer, die er um sein Leben gezogen hat, auch einmal fällt, bleibt offen. Doch dafür sind ja die Nachfolgebände da!



Herr Lehmann wurde 2003 erfolgreich von Leander Haußmann mit Christian Ulmen in der Hauptrolle, Detlef Buck als Künstler Karl und Katja Danowski als Katrin ins Kino gebracht. Haußmann schuf damit ein Westberliner Gegenstück zu seiner DDR-Komödie *Sonnenallee* aus dem Jahre 1999. Die filmische Adaptation ist mit »Tragikomödie« überschrieben, eine Bezeichnung, die beim Lesen der literarischen Vorlage so gar nicht aufkommen will.

Auch von der deutschen Kritik wurde der Roman mit großem Lob aufgenommen, und eine gute Starthilfe für den Verkaufserfolg gab sicher, dass er in der TV-Sendung *Das literarische Quartett* positiv besprochen wurde. Selbst der anspruchsvolle Kritiker Marcel Reich-Ranicki gab zu, sich beim Lesen köstlich amüsiert zu haben.

Das bin doch ich – Thomas Glavinic

Thomas Glavinic (geboren 1972) wuchs in Graz auf. Nach dem Abitur, der Matura, wie es in Österreich heißt, wollte er unbedingt Schriftsteller werden. Bis es 1995 endlich so weit war, dass er davon leben konnte, versuchte er sich als Werbetexter und Taxifahrer, Versicherungsvertreter und Journalist. Ein Germanistikstudium brach er als nutzlos ab – nutzlos, um literarisch zu schreiben, was man vielleicht für einige damit liebäugelnde angehende Germanisten hier anmerken sollte. Neben Romanen verfasst Glavinic Erzählungen, Hörspiele, Essays und Reportagen.

Wie in alten Zeiten benutzt Glavinic eine mechanische Schreibmaschine, zumindest weist er darauf in seinem Bändchen *Meine Schreibmaschine und ich* hin. Auch wenn man bei Selbstaussagen dieses Autors vorsichtig sein sollte, begründet er seine Vorliebe wie folgt: Hier werde noch jeder Fehler bestraft und könne nicht mit einer einfachen Korrekturtaste verändert werden – erst denken, dann schreiben ist also angesagt. In unseren Tagen ist es ja nur zu oft umgekehrt. Allerdings hat dieser Autor keinesfalls eine Abneigung gegen Computer (oder Laptops oder Smartphones): Er ist in den sozialen Netzwerken ausgesprochen aktiv und hat – im wahrsten Sinne des Wortes – keine Scheu vor der Nabelschau. Mit dem magischen Roman *Die Arbeit der Nacht* wurde Thomas Glavinic zum auch von der Kritik angesehenen Autor der Gegenwart. Später folgten unter anderem *Das Leben der Wünsche* und *Das größere Wunder*, die eine Trilogie bilden.



Einen denkwürdigen Auftritt absolvierte Thomas Glavinic im Oktober 2016 bei der Sendung zum einjährigen Jubiläum der Nachfolgesendung vom *Literarischen Quartett* mit Volker Weidermann, Christine Westermann und Maxim Biller. Allerdings überkam einen vor dem Bildschirm die Ahnung, dass Glavinic dazu gar keine rechte Lust gehabt und überdies keines der vorgestellten Bücher wirklich gelesen hatte. Wahrscheinlich war es eher eine Art literarischer Akt, irgendwie äußerst sympathisch in unserer steif gebügelten Medienwelt. Vielleicht ist es auch einfach nicht förderlich, Autoren öffentlich über Kollegen reden zu lassen – wobei die neue Gastgeberin Thea Dorn genau dieses Konzept seit 2020 strikt verfolgt.

Selbstschau eines Hypochonders

Der Roman *Das bin doch ich* handelt von niemand anderem als von Thomas Glavinic höchstselbst. Warum auch nicht? Erschienen 2007, ist es vielleicht nicht sein bedeutender, zweifelsfrei aber sein lustigster Roman und in seiner Art einfach einzigartig. Da sich der Schriftsteller Thomas Glavinic mit jedem Buch neu erfindet, kann man sich kaum von Roman zu Roman durch sein Gesamtwerk arbeiten, insofern picken wir uns gern diese delikate Rosine heraus.

In *Das bin doch ich* versucht der hypochondrisch veranlagte Protagonist Glavinic gemeinsam mit seiner Agentin den Roman *Die Arbeit der Nacht* erst an einen Verlag und dann zum Erfolg zu führen. Geschätztes und zugleich glühend beneidetes Vorbild ist sein Freund und Kollege Daniel Kehlmann, der gerade mit *Die Vermessung der Welt* (siehe Kapitel 4) die internationalen Bestsellerlisten erobert und ihm laufend seine aktuellen Verkaufszahlen mitteilt. Neben Kehlmann lässt Glavinic viele weitere Persönlichkeiten des literarischen Lebens durch seinen Roman flanieren und nennt sie alle gnadenlos bei ihrem Klarnamen. Bis auf einen: Der amerikanische Schriftsteller Jonathan Franzen, auf den der Erzähler nach dessen Lesung bei einem für ihn eher unrühmlichen Empfang trifft, läuft ausschließlich als »der größte Starautor der westlichen Welt«. *Das bin doch ich* ist bei aller Selbstreferenzialität eine nicht allein für Insider äußerst vergnüglich zu lesende Kritik am Literaturbetrieb samt seiner nicht immer nachvollziehbaren Verleihung von Literaturpreisen.

Ein sehnlicher Wunsch des Erzählers ist es beispielsweise, dass sein Roman den Deutschen Buchpreis absahnt oder es zumindest auf die Longlist (zwanzig Bücher), noch besser aber auf die Shortlist (noch sechs Bücher) schafft. Tatsächlich gelang Glavinic mit ebendiesem Roman der Coup: »Eine charmante, doch nie beleidigende Regelverletzung von der ersten bis zur letzten Seite, die durch ihre Direktheit, ihren ironischen Charme und einen besonderen sprachlichen Rhythmus für sich einnimmt«, urteilte die Jury und setzte *Das bin doch ich* 2007 auf die Shortlist. Gewonnen hat dann allerdings Julia Franck mit *Die Mittagsfrau*; ihren Roman *La-gerfeuer* legen wir Ihnen in diesem Buch an anderer Stelle ans Herz (siehe Kapitel 6).

Tschick – Wolfgang Herrndorf

Es kommt ja immer wieder vor, dass Filme bekannter sind als die zugrunde liegenden Romane, das reicht von *Vom Winde verweht* bis *Mephisto*, um einmal einen in jeder Hinsicht

weiten Bogen zu schlagen. Manchmal sind die Filme schlichtweg besser als die Romane, sehr oft allerdings wesentlich schlechter, manchmal hält es sich die Waage. Wie bei *Tschick* von **Wolfgang Herrndorf** (1965–2013). Ein hervorragendes Buch, aber auch eine gelungene Verfilmung. Wobei hier ein einfaches Experiment bei Google ausreicht, um eine gewisse Beliebtheitsskala zu erkennen: Gibt man »Tschick« ins Suchfeld ein, erscheinen zuerst die Hinweise auf den 2016 herausgekommenen Spielfilm. Wobei das auch daran liegen kann, dass sämtliche Schüler, die den unter anderem mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichneten Roman als Lektüre lesen sollen, sich erst mal den Film reinziehen ...



Das Drehbuch konnte Wolfgang Herrndorf nicht mehr selbst schreiben, er beauftragte Lars Hubrich damit. Als Regisseur übernahm Fatih Akin kurzfristig von David Wnendt und feilte mit Hark Bohm am fertigen Skript. In den Hauptrollen spielten Tristan Göbel (Maik), Anand Batbileg (Tschick) und Mercedes Müller (Isa). Wobei sich diese Besetzung einem Glück verdankt: Als die Rolle des Tschick kurz vor Drehbeginn endlich mit dem Sohn eines Mitarbeiters der Mongolischen Botschaft in Berlin besetzt wurde, zeigt sich, dass Anand Batbileg nicht so recht zu dem ursprünglich gecasteten Maik passen wollte. Da erinnerte sich Akin an Tristan Göbel, der bislang lediglich als Klassenkamerad vorgesehen war. Wie gut die beiden Jungdarsteller vor der Kamera harmonierten, zeigte nicht zuletzt der ihnen gemeinsam verliehene Spezialpreis beim New Faces Award 2017.

Doch gehen wir zurück auf Anfang, zu Wolfgang Herrndorf, der sich selbst gar nicht als Jugendbuchautor verstand. Der studierte Maler und Illustrator war unter anderem für die Satirezeitschrift *Titanic* tätig. Als er 2002 seinen ersten Roman *In Plüschgewittern* veröffentlichte, wurde er als Vertreter der damals gerade aktuellen deutschen Popliteratur gefeiert. Ende 2011 erschien *Sand*, der zwischen Kriminal- und historischem Roman angesiedelt ist oder, um es mit Herrndorf zu bezeichnen, auch als »Trottelroman« eingeordnet werden könnte.

Wolfgang Herrndorf war ausgesprochen aktiv im Internet, so auf der Plattform *Wir höflichen Paparazzi* oder dem Blog *Riesenmaschine*. Als 2010 ein bösartiger Hirntumor bei ihm diagnostiziert wurde, begann er für seine Freunde das digitale Tagebuch *Arbeit und Struktur*, in dem er sich mit seiner Krankheit auseinandersetzte und das posthum von seiner Kollegin Kathrin Passig und dem Lektor Marcus Gärtner als Buch veröffentlicht wurde. Am 26. August 2013 setzte Herrndorf seinem Leben selbst ein Ende.

Roadmovie in den tiefen Osten

Tschick erschien 2010 und gilt als Jugendbuch – dürfte aber genauso begeistert von Erwachsenen gelesen werden. Es geht um eine Freundschaft zweier ziemlich unterschiedlicher 14-jähriger Jungen. Maik Klingenberg stammt aus einer wohlhabenden, oder zumindest scheinbar wohlhabenden, Berliner Familie, die allerdings alles andere als eine Idylle lebt. Er ist ein schüchternner Außenseiter, an das Mädchen, in das er verknallt ist, kommt er nicht ran. Als er auch noch einen Aufsatz über die Alkoholsucht seiner Mutter schreibt, gilt er in der Klasse als »Psycho«. Mit dem russischen Spätaussiedler Andrej Tschichatschow, genannt Tschick, kommt ein zweiter Außenseiter in die Klasse. Die Sommerferien nahen, Maiks Mutter kommt in die Entzugsklinik, sein Vater plant seinen Urlaub mit seiner jungen

Assistentin, Maik bleibt allein daheim zurück. Da holt ihn Tschick mit einem klappigen Lada ab, um mit ihm in die Wallachei zu seinem Großvater zu fahren. Doch wo genau liegt die Wallachei? Und damit beginnt ein klassisches Roadmovie durch Deutschlands wilden Osten. Unterwegs gabeln sie noch die gleichaltrige und hinlänglich müffelnde Isa auf, die nach Prag will.

Mehrmals stranden die Jungen, bauen Unfälle, landen im Krankenhaus und vor Gericht, Tschick muss ins Heim. Und dann geht die Schule wieder los ... Doch nicht die Handlung ist das Geheimnis dieses Romans, sondern die mit viel Witz und Wärme verfassten Dialoge. Unvergessen bleibt der Schlagabtausch, in dem Tschick bei der Bestimmung der Himmelsrichtungen bei Hesses *Steppenwolf* landet. Worauf Maik altklug kontert: »Steppenwolf ist zufällig eine Band.«



Eine rasante Rolle in *Tschick* spielt zudem ein Auto, ein hellblauer Lada Niva. Der genaue Name in deutscher Transkription lautet WAS-2121 Niwa. Der Geländewagen wird im russischen Toljatti seit 1976 produziert und fährt von Europa bis Australien auf Straßen und im Gelände und gilt als ziemlich unverwüstlich – es sei denn, Tschick sitzt am Steuer! Die inzwischen unterschiedlichen Modelle bringen es auf eine Höchstgeschwindigkeit von 132 km/h.

Tschick fand nicht nur als Roman – er stand über ein Jahr auf der deutschen Bestsellerliste – und als Film viele Fans, sondern auch als Theaterstück. Die Bühnenfassung von Herrndorfs Freund Robert Koall wurde 2011 in Dresden uraufgeführt, in der Spielzeit 2012/13 war es das meistgespielte Stück auf deutschen Bühnen. Aus Herrndorf Nachlass erschien 2014 mit *Bilder deiner großen Liebe. Ein unvollendeter Roman* rund um das eigenwillige Mädchen Isa eine Art Fortsetzung der Erfolgsstory. Darin findet sich einer der eindrucksvollsten ersten Sätze der deutschsprachigen Literatur: »Verrückt sein heißt ja auch nur, dass man verrückt ist, und nicht bescheuert.«

Die hellen Tage – Zsuzsa Bánk

Zsuzsa Bánk (geboren 1965), deren Eltern nach dem niedergeschlagenen Ungarnaufstand 1956 nach Deutschland emigrierten, absolvierte eine Buchhändlerlehre. Diese enge Beziehung zu Büchern haben auch andere Schriftsteller gewählt, man denke nur an Hermann Hesse. Später studierte Bánk in Mainz und in den USA (Washington) Publizistik, Politikwissenschaft und Literatur und war eine Zeit lang als Wirtschaftsredakteurin tätig. Wirtschaftliches Wissen wiederum ist eher selten bei Schriftstellern. Schon mit ihrem ersten Roman *Der Schwimmer*, der in der ungarischen Heimat ihrer Eltern spielte, sorgte sie für Aufsehen und sammelte Preise ein.

Von drei Unzertrennlichen

Die hellen Tage, 2011 erschienen, ist Bánks zweiter Roman. Die Geschichte spielt in einer süddeutschen Kleinstadt namens Kirchblüt. Hier erlebt die Ich-Erzählerin Therese, genannt Seri, schöne, helle Tage im Garten bei ihrer Freundin Aja, die mit ihrer Mutter Évi am Ortsrand in einer windschiefen, lediglich von Brettern und Drähten zusammengehaltenen Hütte

lebt. Seris Vater ist kurz nach ihrer Geburt gestorben, Ajas Vater Zigi lässt sich nur einmal im Jahr blicken: Er reist als Artist durch die Welt, doch wenn er zu Besuch ist, verzaubert er die Mädchen mit außerordentlichen Kunststücken. So wachsen Seri und Aja vaterlos in den 1960er-Jahren auf. Als Dritter im Bunde kommt Karl hinzu, der wiederum seinen kleinen Bruder verloren hat, der eines Tages in ein fremdes Auto stieg und für immer verschwand. Kein lustiges Buch also?

Richtig: *Die hellen Tage* ist geprägt von zarter Melancholie und leiser Heiterkeit. In einer eigenen, empfindsamen und von Wiederholungen geprägten Sprache erzählt Bánk vom Abschied von der Kindheit, vom Erwachsenwerden und dem damit verbundenen veränderten Blick auf die Welt. Halten Sie beim Lesen am besten Stift und Zettel parat: Bánk beschreibt ihre Figuren, deren Beziehungen und Gedanken so einfühlsam und treffend, dass man sich einzelne Sätze und Sentenzen am liebsten für immer einprägen möchte. »Die hellen Tage behalte ich, die dunklen gebe ich dem Schicksal zurück«, sagt beispielsweise Évi an einem Abend. Und die Mädchen ahnen nicht, welche Bedeutung dieser Satz für sie einst haben wird.

Denn es geht nicht nur um die Kinder, Bánk entfaltet auch die ganz unterschiedlichen Lebensgeschichten der Mütter – wobei die aus Ungarn geflohene exzentrische Évi das Gravitationszentrum des Romans bildet. Doch all das offenbart sich erst langsam im Laufe der mehrere Jahrzehnte umspannenden Geschichte.



Mit ihrem Roman *Schlafen werden wir später* transportierte Zsuzsa Bánk 2017 das jahrhundertealte Genre des Briefromans ins Hier und Jetzt: Die Freundinnen Johanna und Márta tauschen sich in langen E-Mails über ihre Befindlichkeiten und aktuellen Lebenssituation aus. Da Johanna an einer Promotion über Annette von Droste-Hülshoff arbeitet, flechten sie und Márta Zitate der Dichterin in ihre Korrespondenz. Auch Goethe, Schiller, Hölderlin, Klopstock sowie Ingeborg Bachmann und Zeitgenossen kommen zwischen den Zeilen zu Wort – so entsteht zugleich ein Streifzug durch die deutsche Literaturgeschichte.

Die hellen Tage eroberte nach Erscheinen die *Spiegel*-Bestsellerlisten. Das steht zwar nicht automatisch für Qualität, auf jeden Fall aber für wirtschaftlichen Erfolg. Und es ist für einen Roman von über 500 Seiten, der weder in einer Fantasy-Welt spielt noch von einem amerikanischen Starautor stammt, eher selten – zumal er, wie auch von der Kritik hervorgehoben, einen ganz ruhigen und langsamen Erzählton anschlägt. Manchmal streift die Autorin die unsichtbare Grenze zum Kitsch, ohne sie jemals zu überschreiten, oder, wie es der Kritiker Hubert Spiegel formulierte: »Wie Évi [...] balanciert Zsuzsa Bánk über einem Abgrund. Unten wartet, wie weicher, warmer Treibsand, der Kitsch. Sie wankt, aber sie stürzt nicht.« Ein Roman für Gefühlvolle eben!

Was man von hier aus sehen kann – Mariana Leky

Mariana Leky (geboren 1973) aus Köln studierte parallel zu einer Buchhandelslehre Germanistik und Empirische Kulturwissenschaften im idyllischen Tübingen. Dort hatte sie auch

das »Studio Literatur und Theater« belegt, um dann den Studiengang »Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus« in Hildesheim zu absolvieren – so etwas gibt es seit einigen Jahren zum Glück nicht mehr nur in den USA, sondern auch in Deutschland. Nach mehreren Erzählungen veröffentlichte sie 2004 mit *Erste Hilfe* ihren ersten Roman und ließ 2010 *Die Herrenausstatterin* folgen. Ein durchschlagender (Überraschungs-)Erfolg aber wurde *Was man von hier aus sehen kann* aus dem Jahr 2017. Im Interview darauf angesprochen, warum es erst jetzt dazu kam, antwortete Leky, sie habe sich endlich mal etwas getraut.

Das Orakel aus dem Westerwald

Worum also geht es in diesem fantasievollen, versponnenen, niemals aufdringlichen Roman? Die alte Selma aus dem Westerwald kann den Tod voraussehen. Immer wenn ihr im Traum ein Okapi erscheint, stirbt innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden ein Mensch aus dem Dorf. Aber wer? Was also tun die Dorfbewohner, nachdem ein solches Menetekel wieder einmal über ihnen schwebt? Leky entfaltet diese zauberhafte Geschichte aus der Perspektive von Selmas Enkelin Luise, die zu Beginn ein kleines Mädchen ist und im Laufe der Handlung erwachsen wird. Da weder ihre mit dem Eisdielebesitzer verbandelte Mutter noch ihr ständig durch die Welt reisender Vater so recht als Erziehungsberechtigte taugen wollen, nimmt Selma Luise und auch gleich deren besten Freund Martin in ihre Obhut – unterstützt vom Optiker, der Selma heimlich seit Jahr und Tag liebt. Dazu gibt es eine Handvoll weiteres schrulliges Personal, das seine ganze Aufmerksamkeit auf Luise und ihr Erwachsenwerden richtet.

So hat auch jeder einen guten Rat parat, als sich Luise ausgerechnet in einen buddhistischen Mönch verlieben muss, der ihr eines Tages aus dem Westerwälder Unterholz vor die Füße stolpert. Frederik lebt ungünstigerweise in einem Kloster in Japan, und fast scheint es so, als sei Luise zu verstockt, um das Glück ihres Lebens beim Schopf zu packen – was bei einem kahl rasierten Mönch zugegebenermaßen auch ein etwas schwieriges Unterfangen ist.

Ähnlich wie Zsuzsa Bánk spielt Mariana Leky mit der Wiederholung. Etliche Motive ziehen sich, teils leicht variiert, durch die Jahrzehnte andauernde Handlung, sodass man am Ende der Lektüre am liebsten gleich wieder von vorn beginnen möchte, um all die Bezüge und Verweise zu durchdringen.



»Das Okapi ist ein abwegiges Tier, viel abwegiger als der Tod, und es sieht vollkommen zusammenhanglos aus«, schreibt Mariana Leky. Ganz ehrlich, wüssten Sie auf Anhieb, was ein Okapi ganz genau ist? Okay, dann sind Sie in den Naturwissenschaften besser zu Hause als wir in der Literatur. Wir also mussten nachsehen: Das Okapi wird auch Waldgiraffe genannt und hat Beine wie ein Zebra, einen Körper wie ein Rind und einen Kopf wie ein Reh. Es bewohnt den Regenwald in Zentralafrika und kommt im Westerwald eher selten vor.

Der Siegeszug dieses Romans verdankt sich in erster Linie der professionellen Mundpropaganda: Als er 2017 erschien, fand er kaum Beachtung in den Feuilletons, wurde jedoch von kundigen Buchhändlern eifrig empfohlen und von inhabergeführten Buchhandlungen sogar zum »Lieblingsbuch der Unabhängigen« gekürt. So sicherte sich *Was man von hier aus sehen kann* in der Folge nicht nur weit über ein Jahr lang einen der vorderen Plätze auf der *Spiegel*-Bestsellerliste, sondern auch einen festen Platz im Herzen vieler Leser. Zu Recht: Selten vereinen sich Komik und Trauer so perfekt wie in diesem Buch!